

»Man will das einfach selber schaffen« – Symbolische Barrieren der Inanspruchnahme Früher Hilfen

Ausgewählte Ergebnisse aus der Erreichbarkeitsstudie des NZFH

KOMPAKT

ZITIERWEISE:

Staa, Juliane van / Renner, Ilona (2020): »Man will das einfach selber schaffen« – Symbolische Barrieren der Inanspruchnahme Früher Hilfen. Ausgewählte Ergebnisse aus der Erreichbarkeitsstudie des NZFH. Kompakt. Herausgegeben vom Nationalen Zentrum Frühe Hilfen (NZFH). Köln
<https://doi.org/10.17623/NZFH:K-SBIFH-AEE>

»Man will das einfach selber schaffen« – Symbolische Barrieren der Inanspruchnahme Früher Hilfen

Ausgewählte Ergebnisse aus der Erreichbarkeitsstudie des NZFH

Autorinnen:
Juliane van Staa
Ilona Renner

INHALT

- 4 Vorwort
- 6 Expertise zum Präventionsdilemma in den Frühen Hilfen: Symbolische Barrieren der Inanspruchnahme
- 8 Die Erreichbarkeitsstudie: Studiendesign mit vier Modulen
- 8 Partizipative Vorstufe: Fokusgruppe
- 11 Hauptstudie
 - 11 Stichprobe
 - 13 Methodisches Design
- 14 Ausgewählte Ergebnisse der Hauptstudie zu Symbolischen Barrieren der Inanspruchnahme
 - 14 Symbolik der Behörde als Bedrohungsinstanz
 - 21 Symbolik guter Elternschaft
- 26 Ansatzpunkte für Eltern-Ansprache und Kommunikation im Kontext Früher Hilfen
- 29 Ausblick: Symbolische Barrieren für die Hilfeannahme überwinden
- 31 Literatur

Vorwort

Das übergeordnete Ziel der Frühen Hilfen ist es, allen Kindern ein gesundes, gewaltfreies Aufwachsen und eine Entfaltung ihrer Entwicklungspotenziale zu ermöglichen. Dabei unterstützen und stärken die Frühen Hilfen mit ihren Angeboten insbesondere Familien, deren Lebenssituation durch verschiedene Faktoren wie z. B. Armut, psychische Erkrankungen oder soziale Isolation belastet ist. Diese Familien verfügen häufig nur über geringe eigene Bewältigungsressourcen, weshalb sie in besonderem Maße von den Frühen Hilfen profitieren können.

Das Präventionsdilemma in den Frühen Hilfen

Aus Forschung und Praxis ist mittlerweile jedoch hinreichend bekannt, dass universell zugängliche Angebote zur Unterstützung junger Eltern nicht alle Familien gleichermaßen erreichen, sondern dass sich in der Inanspruchnahme ein »sozialer Gradient« zeigt: »Das elterliche Nachfrageverhalten [ist] von der Verfügbarkeit über ökonomische, kulturelle und soziale Ressourcen abhängig.« (Bauer/Bittlingmayer 2005, S. 265). Oft sind es gerade Familien in belastenden Lebenssituationen, die – trotz objektiv hohem Präventionsbedarf – nicht gut mit Beratungs- und Unterstützungsangeboten erreicht und nur schwer zur Teilnahme motiviert werden können. Oder anders gesagt: »Eltern mit Problemen kommen nicht von selbst« (Bauer/Bittlingmayer 2005, S. 273). Diese schwierige Erreichbarkeit ressourcenschwacher Familien wird auch als »Präventionsdilemma« (Bauer 2005) bezeichnet. Zur Überwindung des Präventionsdilemmas ist es von zentraler Bedeutung, geeignete Zugangswege zu schaffen – »eine der größten Herausforderungen für die Forschung [und] die Praxis in der Prävention und Gesundheitsförderung« (Walter/Jahn 2015, S. 14).

Ausgehend von dieser Problematik untersucht das Nationale Zentrum Frühe Hilfen (NZFH) nicht nur den bundesweiten Ausbau von Netzwerken und Angeboten Früher Hilfen, sondern geht auch der Frage nach, inwieweit mit diesen Angeboten dann auch diejenigen Familien erreicht werden, die davon am meisten profitieren können. Sollte dies nicht hinreichend gut gelingen, dann schließt sich zum einen die Frage an, worin dies begründet ist, und zum anderen, wie Familien mit erhöhtem Hilfebedarf besser erreicht werden können.

Im Kontext der Erreichbarkeit für Unterstützungsangebote können verschiedene Faktoren eine Rolle spielen. So kann der sozioökonomische Status der Familien – z. B. eine geringe Verfügbarkeit finanzieller Ressourcen – für die Nicht-Annahme von Angeboten von Bedeutung sein, ohne jedoch alles erklären zu können: Trotz Kostenfreiheit werden universell zugängliche Angebote, wie z. B. Geburtsvorbereitungskurse für Schwangere oder die Hebammenhilfe nach der Geburt, von Familien in belastenden Lebenslagen weniger nachgefragt und genutzt (Eickhorst u. a. 2016). Eine größere oder zusätzliche Erklärungskraft kann in den handlungsleitenden Wertorientierungen, Einstellungsmustern und Gewohnheiten, also den »Lebensstilen« der Eltern liegen, die einer Inanspruchnahme von Unterstützung entgegenstehen (Neumann/Renner 2016) und zu einer »quasi unsichtbaren Barriere des Zugangs und der Erreichbarkeit« (Bauer/Bittlingmayer 2005, S. 275) werden. Um die Erreichbarkeit für Angebote Früher Hilfen zu erhöhen, gilt es daher, die subjektiven Lebensrealitäten und Lebensstile sowie die spezifischen Bedarfe psychosozial belasteter Familien besser zu verstehen und darüber die inhaltliche Anschlussfähigkeit der Zugänge und Angebote an die Lebenswelten ressourcenarmer Familien zu ermöglichen.

Das NZFH hat sich bereits vor einigen Jahren mit der **Milieustudie** auf den Weg gemacht, diese soziokulturellen Einflussfaktoren auf die Inanspruchnahme Früher Hilfen näher zu untersuchen (Neumann/Renner 2016). Um in dieser Richtung weiter zu forschen und Wege aus dem Präventionsdilemma aufzuzeigen, hat das NZFH im Jahr 2018 die sogenannte **Erreichbarkeitsstudie** konzipiert (gefördert aus Mitteln der Bundesstiftung Frühe Hilfen des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend). Im Rahmen dieser Studie wird unter anderem den aus der Milieustudie generierten Hypothesen anhand einer größeren Stichprobe psychosozial belasteter Mütter vertiefend nachgegangen. Forschungsziel ist es, Erkenntnisse aus den Lebenswelten der Familien zu gewinnen, soziokulturelle Einflussfaktoren zu identifizieren und darüber Inanspruchnahme-Barrieren für Angebote Früher Hilfen sowie Möglichkeiten ihrer Überwindung aufzuzeigen.

Expertise zum Präventionsdilemma in den Frühen Hilfen: Symbolische Barrieren der Inanspruchnahme

Im Vorfeld der Erreichbarkeitsstudie wurde eine wissenschaftliche Materialsammlung und die Erstellung einer Expertise zum Präventionsdilemma in Auftrag gegeben, mit dem Ziel eines umfassenden Überblicks über die aktuelle Literatur und Forschung zu diesem Thema.

In der Expertise (Sahrai u. a. unv. Man.) wird das Präventionsdilemma aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet und darüber seine Multidimensionalität aufgezeigt. Neben institutionell und makrostrukturell bedingten Ursachen und Barrieren werden verschiedene familiäre, hindernde Faktoren der Inanspruchnahme identifiziert und in individuelle, ressourcenbezogene, angebotsspezifische und symbolische Barrieren kategorisiert. Dabei betonen Sahrai u. a., dass es sich um analytische Differenzierungen handelt und es zu Überschneidungen kommen kann. Im Folgenden werden die »Symbolischen Barrieren der Inanspruchnahme« genauer dargelegt.

Die Symbolischen Barrieren, die Sahrai u. a. theoretisch aus der analysierten Literatur ableiten, »wirken auf einer Ebene, die eine Inanspruchnahme schwer erreichbarer Eltern verhindert, selbst wenn genügend Kenntnisse und Informationen über die Programme und Hilfsangebote bestehen sowie genügend materielle Mittel für eine Teilnahme vorhanden sind« (unv. Man., S. 40, nach Hänggi u. a. 2014). Die erste Barriere ist die »Symbolik der Behörde als Bedrohungsinstanz«, die zweite die »Symbolik guter Elternschaft« – es handelt sich dabei um zwei unterschiedliche, aber dennoch miteinander verbundene Barrieren.

Die **Symbolik der Behörde als Bedrohungsinstanz** umfasst verschiedene kognitive und affektive Einstellungen im Zusammenhang mit Behörden oder Anbietern von Hilfeleistungen. Familien schrecken davor zurück, Leistungen von Außenstehenden oder öffentlichen Stellen in Anspruch zu nehmen, weil dies die Notwendigkeit impliziert, den Hilfeebringenden Einblick in die eigene (möglicherweise problembelastete) Lebens- und Familiensituation zu gewähren und Privates öffentlich zu machen. Hinzu kommen Schamgefühle und Ängste vor sozialer Verurteilung und Stigmatisierung, weil man als »Zielgruppe« von Behörden oder

Hilfeanbietern »auffallen« könnte. Schließlich kann mit der Inanspruchnahme von Unterstützungsleistungen auch die Furcht vor (staatlicher) Autorität, Zwang und Kontrolle oder gar eigenem Kontrollverlust einhergehen: etwa die Verpflichtung zu langfristiger Mitarbeit oder generell die Sorge, etwas tun zu müssen, was man nicht will – bis hin zur diffusen Angst, dass die Kinder »weggenommen« werden könnten (Sahrai u. a. unv. Man., u. a. nach Klein 2009, Wolf-Kühn/Geene 2009, Pretis/Dimova 2010, Sarimski 2017). Was hierin auch zum Ausdruck kommt, sind – möglicherweise medial vermittelte oder auch »vom Hörensagen« bekannte – negative Konnotationen zum Jugendamt.

Die zweite Symbolische Barriere, die **Symbolik guter Elternschaft**, umfasst die Sorge belasteter Eltern, die (von ihnen antizipierten) gemeinhin geltenden Standards der Kindererziehung subjektiv nicht erfüllen zu können. Psychosozial belastete Eltern können sich etwa in Gruppenangeboten eingeschüchtert fühlen (z. B. durch sprachgewandte Mittelschichtseltern), was zur »Selbstexklusion« führen kann. Wenn Eltern das Gefühl haben, nicht als gleichwertig oder sogar als »Rabel Eltern« betrachtet zu werden, kann sie dies davon abhalten, Kontakt zu Hilfsmaßnahmen aufzunehmen (Sahrai u. a. unv. Man., u. a. nach Avis u. a. 2007, Textor 2013). Die Abweichung vom »Idealbild der richtigen Kindererziehung« kann bei ressourcenschwachen Eltern ein tiefes Schamgefühl hervorrufen (Sahrai u. a. unv. Man., u. a. nach Tschöpe-Scheffler/Wirtz 2008).

Diese beiden Symbolischen Barrieren stellen bereits jede für sich genommen eine starke internale (wenn auch in hohem Maße gesellschaftlich und kulturell bedingte) Hürde für die Inanspruchnahme von Unterstützungsleistungen dar. Dies gilt jedoch in besonderem Maße, wenn sie gemeinsam auftreten – dann, konstatieren Sahrai u. a. (unv. Man, S. 42), »ist die Erreichbarkeit von unterprivilegierten Eltern, die diesen Symbolischen Barrieren ausgesetzt sind, extrem schwierig und aufwändig«.

In der Erreichbarkeitsstudie wurden diese beiden Symbolischen Barrieren mit qualitativen und quantitativen Methodiken untersucht.

Die Erreichbarkeitsstudie: Studiendesign mit vier Modulen

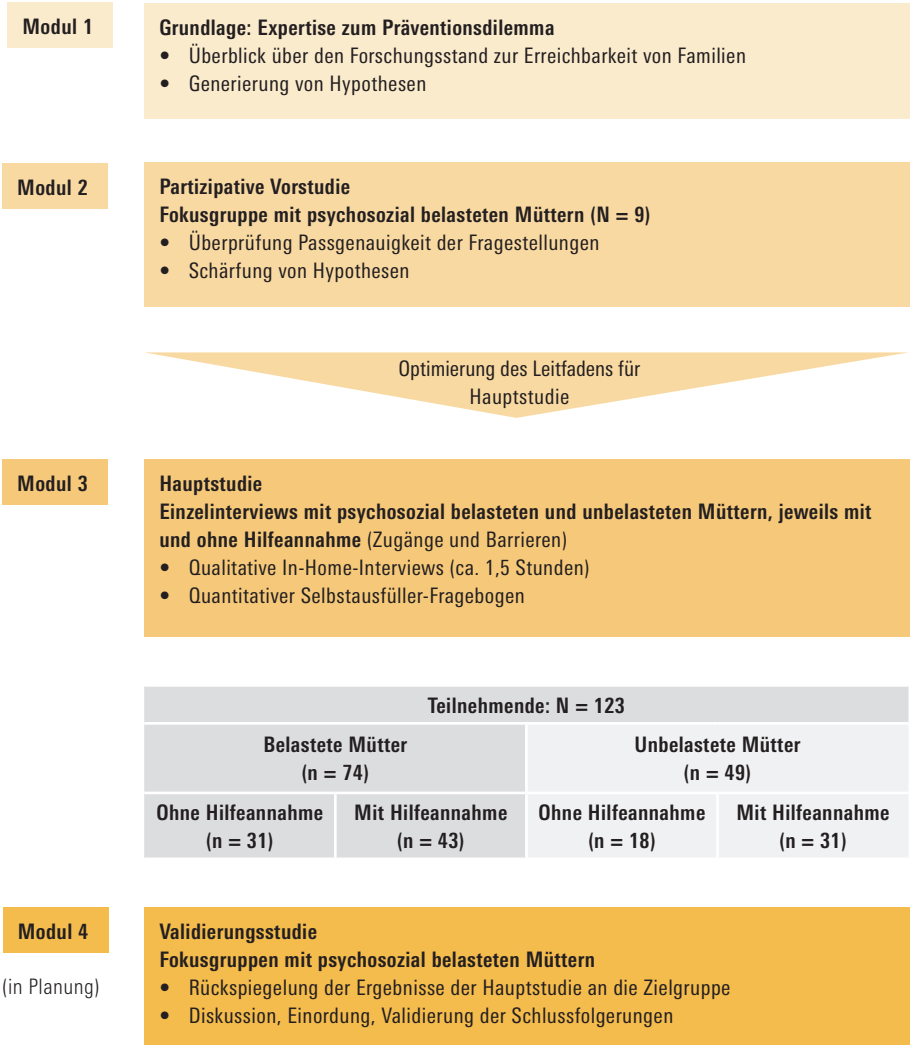
Die Erreichbarkeitsstudie setzt sich insgesamt aus vier Modulen zusammen. Die Expertise zum Präventionsdilemma (Modul 1) diente neben dem systematischen Forschungsüberblick der Generierung von Fragestellungen und Hypothesen insbesondere zu sozio-kulturell bedingten Barrieren der Inanspruchnahme (anknüpfend an die Milieustudie). Diese wurden in einer partizipativen Vorstudie mit psychosozial belasteten Müttern in Form einer explorativen Fokusgruppe überprüft (Modul 2). Die Erkenntnisse dieser Vorstudie dienten der Optimierung des Leitfadens für die Hauptstudie (Modul 3). Hier kam ein kombinierter Forschungsansatz aus qualitativen Einzelinterviews, ergänzt um standardisierte Fragebögen, zum Einsatz. Befragt wurden psychosozial belastete und als Kontrastgruppe auch unbelastete Mütter. Geplant ist als viertes und abschließendes Modul eine erneute partizipative Einbindung der Zielgruppe, indem die Ergebnisse und Interpretationen aus der Hauptstudie in Fokusgruppen mit psychosozial belasteten Müttern rückgespiegelt, eingeordnet und validiert werden (Modul 4) (vgl. Abbildung 1).

Partizipative Vorstudie: Fokusgruppe

Die Zielgruppe der psychosozial belasteten Mütter ist nicht nur für Unterstützungsangebote, sondern auch für die sozialwissenschaftliche Forschung selbst schwierig zu erreichen. Um die Passgenauigkeit unserer Fragestellungen für diese schwer erreichbare Zielgruppe sicherzustellen, hat das NZFH für die Erreichbarkeitsstudie den Forschungszugang partizipativ ausgerichtet. Hierzu wurde im Vorfeld der Hauptstudie eine Fokusgruppe mit psychosozial belasteten Müttern durchgeführt. Die Ergebnisse der Fokusgruppe dienten dazu, Hypothesen zu schärfen, die Fragestellungen auf Passung für die Zielgruppe zu überprüfen und den Leitfaden für die Hauptstudie auf diesem Weg zu optimieren.

An der Fokusgruppe haben neun Mütter mit Kindern von 0 bis 3 Jahren teilgenommen. Zentrales Einschlusskriterium war eine niedrige formale Bildung; zum einen als Näherungsindikator für Belastung (eine niedrige Bildung hängt mit vielen Belastungsfaktoren zusammen), zum anderen um eine zu große Inhomogenität der Gruppe in Bezug auf Sozialstatus und Kommunikationsmodi zu vermeiden. Dieses Vorgehen hat sich als sehr erfolgreich erwiesen. In der Fokusgruppe herrschte

ABBILDUNG 1: Studiendesign der Erreichbarkeitsstudie



Quelle: Eigene Darstellung

Durchführendes Institut war die Sinus Markt- und Sozialforschung GmbH im Auftrag des NZFH.

eine offene Atmosphäre, in der sich die Mütter frei und ausführlich äußerten und miteinander ins Gespräch kamen. Weitere Rekrutierungsmerkmale waren Armut, frühe Mutterschaft und ein Alleinerziehenden-Status.

In der Fokusgruppe wurde über die Themen Familienleben und Alltag mit Kind, Mutter-Sein, Unterstützung und Unterstützungsbedarfe sowie elternunterstützende Angebote diskutiert. Die Fokusgruppe hat gezeigt, dass die Mütter einen hohen Mitteilungsbedarf zu diesen Themen haben (insbesondere zu allem rund um den Start ins Familienleben), so dass hier für die Einzelinterviews entsprechend Zeit eingeplant wurde.

Des Weiteren zeigte sich, dass belastete Mütter bei »Unterstützung« primär an »basale« Bedürfnisse im Kontext von Kinderbetreuung, Beruf und Finanzen denken und weniger an die Förderung der Kindesentwicklung bzw. der Eltern-Kind-Beziehung – auch hierzu wurden entsprechende Assoziationsfragen und Nachfragen in den Leitfaden für die Einzelinterviews integriert.

In den Äußerungen und Diskussionen der Mütter wurde zudem die oben geschilderte Symbolische Barriere guter Elternschaft sichtbar – so verbindet manche Mutter mit der Nutzung von Unterstützungsangeboten unterschwellig das Eingeständnis eigener Unzulänglichkeit, wie eine Mutter zum Thema Erziehungsberatung formulierte:

»Ich glaube aber nicht, dass ich das machen würde. [...] Das klingt ja so, als hätte ich bei der Erziehung ein bisschen Mist gebaut und brauche jetzt Hilfe.«

Und auch die Symbolik der Behörde als Bedrohungsinstanz kam in der Fokusgruppe zum Tragen, etwa als eine Mutter sich zum Angebot der Willkommensbesuche äußerte:

»Ich fand es anfangs etwas komisch, nicht zu wissen, wer da kommt und was will die Person wirklich von mir. [...] Ich habe wirklich geschaut, dass alles an seinem Platz liegt, dass alles sauber und weggespült ist. Ja, weil wenn jemand vom Jugendamt kommt, wer weiß, was die wirklich von dir wollen. Die kommen mit einem Willkommenspaket und gucken, ob wirklich alles in Ordnung ist.«

Diese und weitere explorative Erkenntnisse aus der Gruppendiskussion sowie aus der Milieustudie sind in die Leitfaden- und Fragebogenentwicklung für die Hauptstudie eingeflossen, um diesen Themen in den Einzelinterviews tiefer nachgehen zu können.

Hauptstudie

Die Erreichbarkeitsstudie hat den klaren Praxisbezug, Ansatzpunkte zur Optimierung der Ansprache-Strategien für Eltern mit psychosozialen Belastungen zu generieren und die Akzeptanz der Angebote in dieser Zielgruppe zu erhöhen. Die zentrale Fragestellung bezieht sich neben dem Hilfebedarf der Familien daher auf die Hürden, die Eltern überwinden müssen, um sich für die Nutzung eines Angebots zu entscheiden. Neben der Nichtnutzung von Angeboten steht auch die Frage im Mittelpunkt, welche Zugänge sich bei diesen Müttern als erfolgreich erwiesen haben. Wie können Zugänge, Ansprachen und Angebote gestaltet werden, um die Inanspruchnahme-Barrieren und die Unterversorgung mit Unterstützungsmaßnahmen für Familien in belastenden Lebenslagen zu verringern und die Zielgenauigkeit der Frühen Hilfen zu erhöhen? Um Antworten auf diese Fragen zu generieren, wurden vier verschiedene Teilgruppen von Müttern rekrutiert, wie im Folgenden dargelegt wird.

Stichprobe

Zielgruppe der Studie waren Mütter¹ mit Kindern von 0 bis 3 Jahre gemäß der Zielgruppe Früher Hilfen².

-
- 1 Die Entscheidung, für diese Studie nur Mütter zu befragen, gründet sich auf Erfahrungen aus früheren Forschungsprojekten: Väter sind für qualitative Studien zum Thema Kinder, Erziehung und Frühe Hilfen nur schwer zu gewinnen und für Väter in belastenden Lebenslagen gilt dies in besonderem Maße. Die daher zu erwartende kleine Subgruppe von Vätern wäre für aussagekräftige Ergebnisse zu gering gewesen, weshalb für diese Grundlagenstudie zunächst nur Mütter befragt wurden.
 - 2 Kernzielgruppe Früher Hilfen sind Familien, insbesondere in belastenden Lebenslagen, ab der Schwangerschaft und mit Kindern bis drei Jahre.

Bei persönlich-mündlichen Befragungen, auch und gerade zu Themen wie Familie und Erziehung, besteht grundsätzlich die Gefahr eines Mittelschichtsbias: Menschen mit höherem sozioökonomischen Status und höherer Bildung sind eher bereit zur Teilnahme als z. B. niedrig gebildete Personen. Um diesen Mittelschichtsbias zu umgehen, wurde bei der Rekrutierung der Teilnehmenden für die Erreichbarkeitsstudie systematisch vorgegangen: Als Kernzielgruppe wurden gezielt psychosozial belastete Mütter rekrutiert sowie zur Kontrastierung eine Teilgruppe unbelasteter Mütter. Für beide Gruppen wurden sowohl Mütter *mit* als auch *ohne* bisherige Hilfeannahme aus dem Bereich Frühe Hilfen (beispielsweise die Betreuung und Begleitung durch eine Familienhebamme) und weiterer elternunterstützender Maßnahmen (beispielsweise der Besuch einer Eltern-Kind-Gruppe) zur Teilnahme an der Studie gewonnen, um Zugänge und Barrieren ermitteln zu können. Mit diesem Studiendesign können Mechanismen aufgedeckt werden, die eine Unterversorgung mit Frühen Hilfen begünstigen³.

Insgesamt wurden folgende Fallzahlen erreicht:

Psychosozial belastete Mütter ohne Hilfeannahme:	n = 31	Belastete Mütter insg. n = 74
Psychosozial belastete Mütter mit Hilfeannahme:	n = 43	
Unbelastete Mütter ohne Hilfeannahme:	n = 18	Unbelastete Mütter insg. n = 49
Unbelastete Mütter mit Hilfeannahme:	n = 31	
Gesamt-Fallzahl:	N = 123	

Die Mütter wurden über verschiedene Kanäle (z. B. über das Sinus-Netzwerk, Feld-Institute oder Online-Foren) mittels eines kurzen Vorab-Fragebogens rekrutiert, der Abfragen zu relevanten soziodemografischen und psychografischen Merkmalen sowie zur Inanspruchnahme von Unterstützungsangeboten beinhaltete, und anhand ihrer Angaben in die jeweilige Teilgruppe eingeordnet.

3 Da die Inanspruchnahme universeller, insbesondere medizinischer Angebote sehr weit verbreitet ist und für viele Frauen zum Übergang in die Mutterschaft quasi »natürlicherweise« dazugehört, wurden Nutzerinnen von nur wenigen universellen Angeboten, wie Geburtsvorbereitung, Hebammenbetreuung nach der Geburt etc., der Gruppe »ohne Hilfeannahme« zugeordnet.

Zur Erhebung des Merkmals »psychosozial belastet« wurden – in Anlehnung an frühere NZFH-Studien mit belasteten Eltern – verschiedene Belastungsfaktoren erhoben, wie z. B. niedrige Bildung, Armut, ein Alleinerziehenden-Status, frühe Mutterschaft, Migrationshintergrund, soziale Isolation, Überforderung etc. Als »psychosozial belastet« wurde eine Mutter definiert, wenn mindestens zwei Belastungsmerkmale auf sie zutrafen⁴.

Methodisches Design

Das methodische Design der Hauptstudie wurde an die Milieustudie angelehnt und kombiniert qualitative und quantitative Erhebungsformen:

Alle Mütter nahmen zunächst an einem explorativen, leitfadengestützten Tiefeninterview teil. Die Interviews fanden bei den Müttern zuhause statt und dauerten im Schnitt ca. 1,5 Stunden.

Der Leitfaden war grundsätzlich variabel angelegt und deckte folgende Themenbereiche ab:

- **Alltagsleben** (Start ins Familienleben, Alltag mit Kind, was hat sich verändert, Aufgabenteilung, Zufriedenheit etc.)
- **Mutter-Sein** (Assoziationen mit »Mutter-Sein«, Glück und Frust, Kompetenzen etc.)
- **Gesundheit** (Gesundheit des Kindes, Eigenverantwortung, Selbstwirksamkeit etc.)
- **Unterstützung** (Assoziationen zu »Unterstützung«, relevante Unterstützungsbereiche, wahrgenommene Wirksamkeit etc.)

4 Aufgrund der überwiegend persönlich-mündlichen Rekrutierung war es hier nicht möglich, die ganze Bandbreite an möglichen Belastungsfaktoren abzufragen – die Gefahr wäre zu groß gewesen, dass die angesprochenen Mütter dies als zu persönlich empfunden und sich der Befragung verschlossen hätten. Da die Erreichbarkeitsstudie zudem nicht die Intention hatte, Belastungen repräsentativ abzubilden, erschien dieser »Mittelweg« aus forschungsökonomischen Gründen vertretbar.

- **Informationsverhalten zu Unterstützungsangeboten** (aktiv vs. passiv, genutzte Kanäle, Bewertung der Informationssituation etc.)
- **Angebote der Frühen Hilfen** (Assoziationen, bekannte Angebote, Erwartungen, Inanspruchnahme, Zugänge (Brücken und Barrieren), Zufriedenheit, Wünsche etc.).

Im direkten Anschluss an die Interviews haben die Mütter zusätzlich einen quantitativen Selbstausfüller-Fragebogen beantwortet, der Fragen zu Soziodemografie, Werthaltungen und Einstellungsmustern sowie Bekanntheit und Nutzung von Unterstützungsangeboten beinhaltete.

Von allen Interviews wurden Audioaufnahmen erstellt, die anschließend transkribiert, in einem EDV-Analysesystem erfasst und precodiert wurden. Die qualitativen Daten wurden inhaltsanalytisch nach der Methode der hermeneutischen Textinterpretation ausgewertet.

Die Datenerhebung lief von Mai bis November 2018.

Ausgewählte Ergebnisse der Hauptstudie zu Symbolischen Barrieren der Inanspruchnahme

Im Folgenden werden die beiden in der Expertise zum Präventionsdilemma als bedeutsam herausgestellten Symbolischen Barrieren der Inanspruchnahme von Unterstützungsangeboten anhand der qualitativen und quantitativen Daten aus der Erreichbarkeitsstudie analysiert.

Symbolik der Behörde als Bedrohungsinstanz

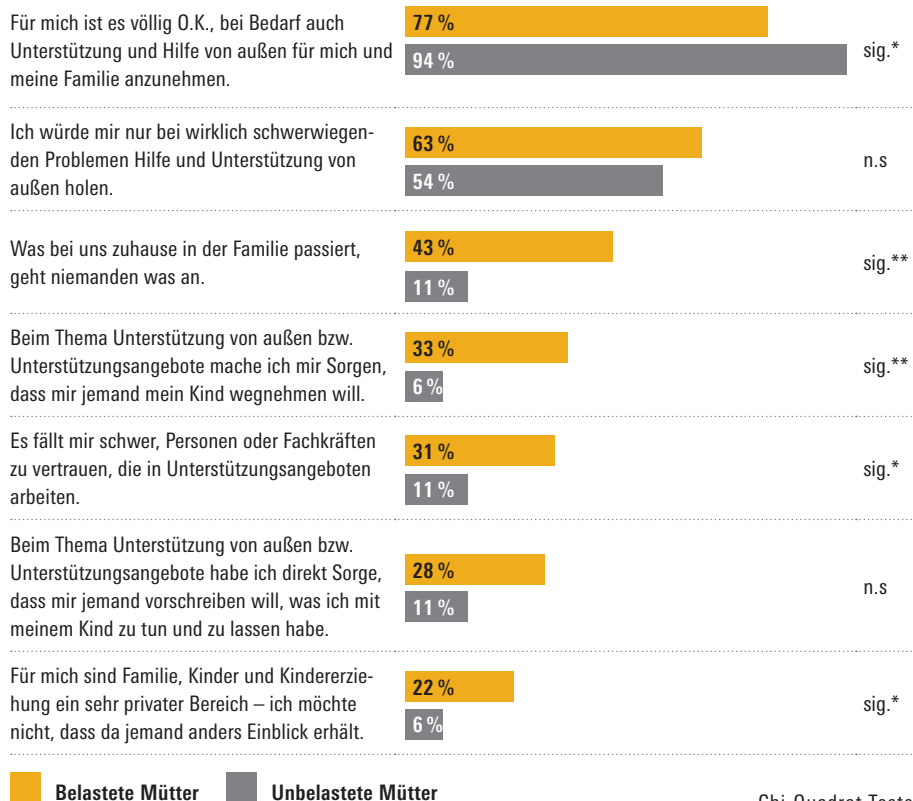
Für die Symbolik der Behörde als Bedrohungsinstanz wurden in den quantitativen Fragebogen verschiedene Items integriert, mit denen sich die zugrundeliegenden Einstellungsdimensionen abbilden lassen (vgl. Abbildung 2). Zudem konnte diese Barriere in verschiedenen Themenblöcken des Leitfadens zur Sprache kommen, z. B. in den Fragen rund um die (Nicht-)Inanspruchnahme von Unterstützungsangeboten.

ABBILDUNG 2: Symbolische Barriere: Behörde als Bedrohungsinstanz

Inwieweit treffen folgende Aussagen auf Sie zu oder nicht zu?

Top2-Werte (3 und 4) auf einer 4-stufigen Skala von 1 »trifft überhaupt nicht zu« bis 4 »trifft vollkommen zu«.

Belastete Mütter n = 50-52, Unbelastete Mütter n = 34-35



Chi-Quadrat-Tests

sig. = signifikant | n. s. = nicht signifikant

* $p \leq .05$ ** $p \leq .01$

Quelle: Eigene Darstellung

Mütter in belastenden Lebenslagen haben zum Teil eine deutlich andere Grundhaltung zu institutioneller oder behördlicher Unterstützung als unbelastete Mütter. So ist eine Unterstützungs- und Hilfeannahme »von außen« bei Bedarf zwar in beiden Gruppen für die Mehrheit der Mütter »völlig okay« – dennoch stimmt immerhin knapp jede vierte belastete Mutter dieser Aussage nicht zu, während dies nur auf 6 % der unbelasteten Mütter zutrifft (signifikant (sig.)). Knapp zwei Drittel der belasteten Mütter (63 %) würden sich auch »nur bei wirklich schwerwiegenden Problemen«

Hilfe und Unterstützung von außen holen, bei unbelasteten Müttern ist dieser Anteil mit 54 % etwas geringer.

In belastenden Lebenslagen scheint zudem die Haltung verbreiteter zu sein, Familie als »Privatsache« anzusehen: 43 % der belasteten Mütter stimmen der Aussage zu »Was bei uns zuhause in der Familie passiert, geht niemanden was an«, und für rund jede fünfte belastete Mutter (22 %) sind Familie und Kindererziehung »ein sehr privater Bereich«, in den andere keinen Einblick erhalten sollen. Im Vergleich dazu vertreten nur 11 bzw. 6 % der unbelasteten Mütter diese Meinung (sig.). Diese Haltung kommt im folgenden Zitat einer belasteten Mutter zum Ausdruck:

»Ich muss ehrlich sagen, ich lasse ungern Menschen in mein privates Leben rein irgendwie. Das sind ja fremde Menschen für mich. Und ich weiß es nicht. [...] Das fällt mir unheimlich schwer. Das..., da verzichte ich dann lieber auf Sachen und mache das selber oder... nehme eben meine Eltern und versuche das darum herum... [...] Ist mir dann lieber, als eine fremde Person. Weil die fremde Person, die ist ja dann auch wieder... die kriegt dann wieder die ganze Lebensgeschichte mit und das Ganze... Das will ich alles gar nicht. Ich will eigentlich gar nicht, dass die Leute wissen, was hier los ist. Das ist alles ganz normal bei uns... Also nach außen hin.« [ID⁵ 84, belastet]

Ähnlich begründet eine weitere belastete Mutter ihre Vorbehalte gegen eine Unterstützungsannahme:

»[...] weil ich nicht möchte, dass irgendjemand sich einmischt [...] Das ist meine Privatsphäre, meine Familie. Ich möchte nicht, dass irgendjemand überhaupt über meine Familie irgendwie seine Hand oder mir irgendwas erzählen will [...].« [ID 94, belastet]

Schließlich wirkt sich die Symbolik der Behörde als Bedrohungsinstanz auch in den ganz konkret damit in Zusammenhang stehenden Ängsten und Sorgen vor allem auf Mütter in belastenden Lebenssituationen aus: So macht sich jede dritte belastete Mutter im Kontext von Unterstützung »von außen« bzw. Unterstützungsangeboten Sorgen,

dass ihr »jemand ihr Kind wegnehmen will«, während diese Sorge bei unbelasteten Müttern kaum zum Tragen kommt (6 %, sig.). Und mehr als jede vierte belastete Mutter denkt in diesem Zusammenhang, dass ihr vorgeschrieben wird, »was sie mit ihrem Kind zu tun und zu lassen habe« – unbelastete Mütter teilen diese Sorge nur zu 11 %.

»[...] zum Beispiel wie das Jugendamt, da wird halt alles nicht nachgefragt. Ich kenn das schon durch andere, man wird halt immer gleich verurteilt von den Ämtern, und deswegen versuche ich, immer alles schon, alles so gut wie sauber zu halten, dass halt wirklich nichts passiert, weil, nicht dass wirklich jemand unverhofft mal jemand anrufen tut und Bescheid sagen tut, weil, dann bin ich ja diejenige, wo dann am Ende das Kind noch weggenommen wird [...] und davor ist halt auch die größte Angst, dass halt wirklich jemand kommt, einem das Kind wegnimmt.« [ID 5, belastet]

Wie an diesem Zitat deutlich wird, spielt bei diesem problematischen Image des Jugendamts auch die Mund-zu-Mund-Propaganda eine Rolle (»ich kenn das schon durch andere«), und dieses Image scheint unter Müttern weit verbreitet zu sein. So sagt auch eine unbelastete Mutter:

»Also es gab schon so Momente, wo ich dachte, oh Gott, wenn ich jetzt um Hilfe bitte, vielleicht nehmen sie mir die Kinder weg, weil sie denken, ich sei keine gute Mutter, oder das Jugendamt wird aufmerksam.« [ID 15, unbelastet]

Auch die zur Symbolik der Behörde als Bedrohungsinstanz gehörende Sorge, als »Zielgruppe von Behörden« sichtbar und darüber sozial stigmatisiert zu werden, lässt sich in den Aussagen der Mütter wiederfinden:

»Und ich würde mir auch keinen unbedingt nach Hause kommen lassen. Man hat ja immer im Kopf, wenn jetzt jemand nach Hause kommt oder einem jetzt hilft mit den Kindern oder Tipps gibt, so was gibt es ja auch. Aber das ist für mich so ein Gefühl, als wenn mir bald die Kinder weggenommen werden, sage ich mal so [...] Oder ob dann der- oder diejenige gesehen werden von den Nachbarn, hätte ich auch ein bisschen Angst [...] Das Getratsche. Das... ja, dass es nachher heißt: ,Oh, die kommt mit ihren Kindern nicht klar.« [ID 8, belastet]

Entsprechend diesen Ängsten fällt es auch insbesondere belasteten Müttern teilweise schwer, Fachkräften zu vertrauen, die in Unterstützungsangeboten arbeiten (31 vs. 11 % bei unbelasteten Müttern, sig.). Die folgenden beiden Zitate von belasteten Müttern verdeutlichen den Konflikt, der entstehen kann, wenn man sich »Fremden« öffnen soll:

»Aber wenn ich Fremde um Hilfe bitte, ist mir das unangenehm [...], die kennen mich ja in dem Sinne nicht. Die wissen ja nicht... Ich weiß ja nicht, ob die mich richtig verstehen. Ich weiß ja nicht, ob die mir glauben, was ich erzähle. Da fühle ich mich halt manchmal nicht verstanden.« [ID 99, belastet]

»Vertrauen schenken, die man vielleicht gar nicht kennt, was wird die jetzt über mich denken, wenn ich z. B. so und so was erzähle?« [ID 74, belastet]

Eine weitere Mutter berichtet in diesem Zusammenhang von persönlich gemachten Erfahrungen, die es ihr erschweren, Vertrauen zu Behörden zu fassen:

»Ich war beim Sozialamt, Wohnung gesucht. Und diese ganzen Behörden, die telefonieren miteinander. Das ist eigentlich... Du vertraust jemanden was, und vertraust und denkst [...]. Und dann am Ende kommt so, dass die eigentlich wollen dich weg, loskriegen oder diese Probleme.« [ID 20, belastet]

Zum Thema der vermuteten »Vernetzung« von Behörden bzw. öffentlichen Stellen äußert sich ähnlich eine weitere Mutter:

»[...] dieses Hilfe-Suchen, das ist einfach im Kopf eingebrannt. Wenn man bei öffentlichen Stellen Hilfe sucht, dann hat man immer Angst, dass sie im Kontakt mit dem Jugendamt steht.« [ID 60, belastet]

In diesem Zusammenhang besteht auch die Sorge, dass mit der Hilfe-Annahme gewissermaßen ein »Prozess« in Gang gesetzt wird, der Weiteres nach sich ziehen kann: In der Vorstellung mancher Mütter landet man mit einem Hilfe-Gesuch quasi auf dem »Radar« der Behörden und muss mit weiteren (unerwünschten) Konsequenzen rechnen. Die folgenden Zitate verdeutlichen diese wahrgenommene kontrollierende

Funktion des Jugendamts, die dazu führen kann, dass Mütter sich in ihrer Elternrolle missachtet fühlen:

»Das ist auch so ein bisschen, vielleicht hab ich auch Angst vor irgendwelchen Konsequenzen, wenn ich mir dann Hilfe hole, dass man mir dann irgendwelche andere Sachen vielleicht unterstellt. Ich weiß nicht, diese Gedanken irgendwie, die braucht Hilfe, warte mal, hm.« [ID 177, belastet]

»Weil man dann das Gefühl hat, man macht was nicht richtig, man ist als Mutter nicht gut genug. Jetzt muss das Jugendamt noch da aufpassen und drüber wachen. Ist vielleicht gar nicht so. Aber dieses Gefühl bekommt man. Das wird dann festgehalten, und womöglich irgendwann mal taucht das dann noch auf oder so. Also... blöd.« [ID 17, belastet]

Insgesamt sprechen diese Ergebnisse zum einen dafür, dass die Symbolische Barriere der Behörde als Bedrohungsinstanz tatsächlich in ihren verschiedenen Facetten existent ist und zum Tragen kommen kann, wenn es um die (Nicht-)Annahme von Unterstützungsangeboten geht. Zum anderen zeigt sich eine zum Teil deutlich stärkere Ausprägung der zugehörigen Einstellungsmuster bei Müttern, die in belastenden Lebenslagen Kinder großziehen, im Vergleich zu wenig belasteten oder unbelasteten Müttern.

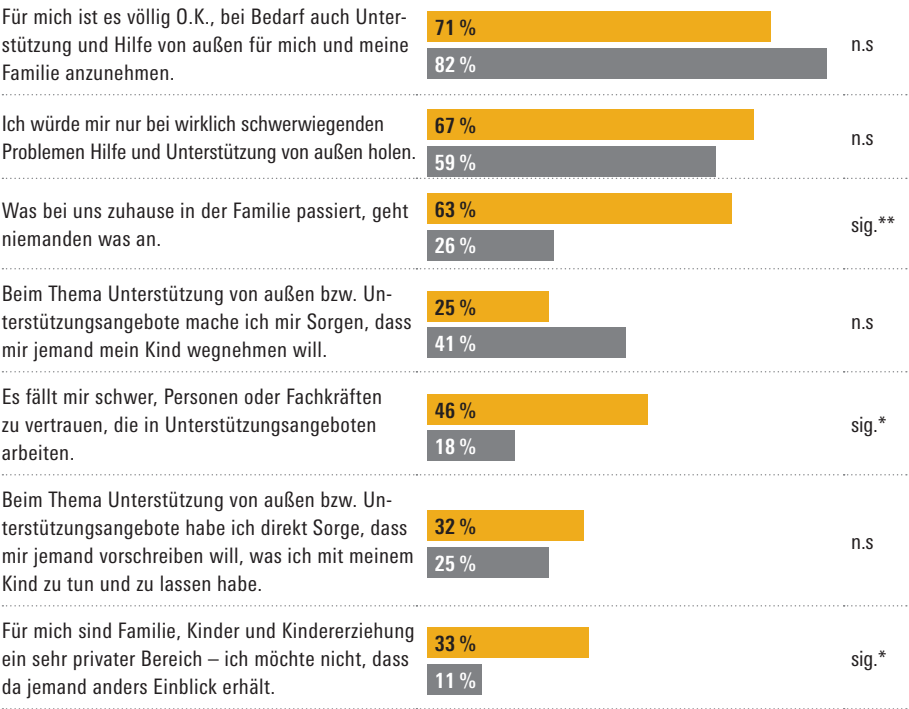
Bei einer detaillierteren Analyse der Teilgruppe der belasteten Mütter kristallisiert sich ein Aspekt dieser Symbolischen Barriere als besonders bedeutsam heraus: Belastete Mütter, die bisher *keine* Hilfen in Anspruch genommen haben, sind besonders stark und signifikant stärker als belastete Mütter *mit* Hilfeannahme der Meinung, dass Kinder und Familie ein sehr privater Bereich sind und dass es niemanden etwas angeht, was in der Familie passiert. Zudem haben insbesondere belastete Mütter *ohne* bisherige Hilfeannahme große Schwierigkeiten, den in den Angeboten arbeitenden Fachkräften zu vertrauen – knapp jede Zweite stimmt dieser Aussage zu (belastete Mütter *mit* Hilfeannahme 18 %, sig., vgl. Abbildung 3). Das »Abschirmen« der eigenen Familie und das fehlende Vertrauen gegenüber Außenstehenden kann somit insbesondere für belastete Mütter zu einer Hürde für die Inanspruchnahme von Unterstützungsangeboten

werden, während für unbelastete Mütter diese Aspekte insgesamt nur eine sehr geringe Rolle spielen.

ABBILDUNG 3: Symbolische Barriere: Behörde als Bedrohungsinstanz
Belastete Mütter mit und ohne Hilfeannahme

Inwieweit treffen folgende Aussagen auf Sie zu oder nicht zu?

Top2-Werte (3 und 4) auf einer 4-stufigen Skala von 1 »trifft überhaupt nicht zu« bis 4 »trifft vollkommen zu«
Belastete Mütter ohne Hilfeannahme: n = 22-24, Belastete Mütter mit Hilfeannahme n = 27-28



Belastete Mütter: ■ Ohne Hilfeannahme ■ Mit Hilfeannahme

Quelle: Eigene Darstellung

Chi-Quadrat-Tests
sig. = signifikant | n. s. = nicht signifikant
* p ≤ .05 ** p ≤ .01

Symbolik guter Elternschaft

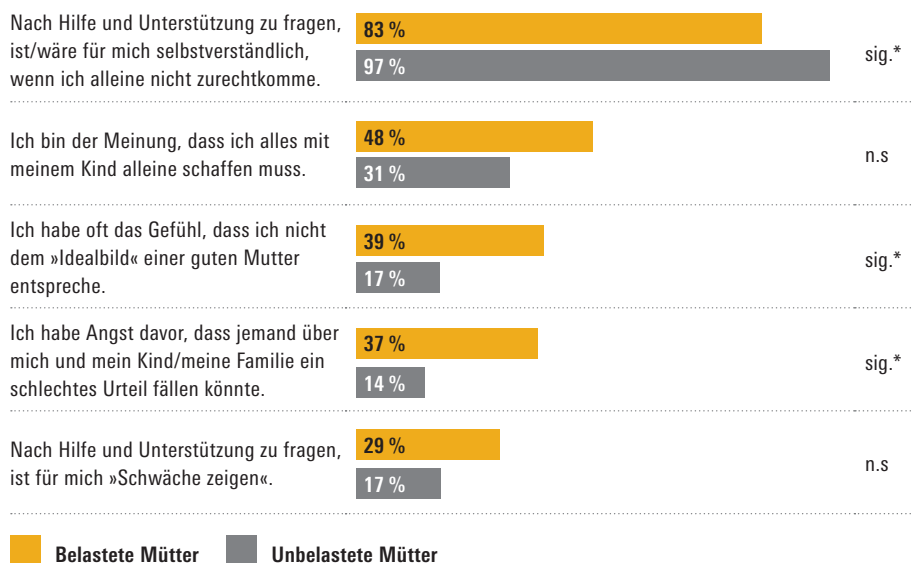
Auch für die zweite Symbolische Barriere, die Symbolik guter Elternschaft, wurden verschiedene Items entwickelt und in den quantitativen Fragebogen integriert. Zudem lassen sich zahlreiche Aussagen der Mütter in den leitfadengestützten Interviews dieser Barriere zuordnen.

Ähnlich wie bei der Symbolik der Behörde als Bedrohungsinstanz zeigt sich auch für die Symbolik guter Elternschaft bei belasteten Müttern ein zum Teil deutlich höheres Zustimmungsniveau zu den entsprechenden Einstellungitems als bei unbelasteten Müttern (vgl. Abbildung 4).

ABBILDUNG 4: Symbolische Barriere: Gute Elternschaft

Inwieweit treffen folgende Aussagen auf Sie zu oder nicht zu?

Top2-Werte (3 und 4) auf einer 4-stufigen Skala von 1 »trifft überhaupt nicht zu« bis 4 »trifft vollkommen zu«.
Belastete Mütter n = 50-52, Unbelastete Mütter n = 35



Quelle: Eigene Darstellung

Chi-Quadrat-Tests
sig. = signifikant | n. s. = nicht signifikant
* $p \leq .05$

Die grundsätzliche Bereitschaft, nach Hilfe und Unterstützung zu fragen, wenn man alleine nicht zurechtkommt, wird von den Müttern zwar generell als sehr hoch angegeben. Aber: Während es für nahezu jede unbelastete Mutter im Falle des »Nicht-alleine-Zurechtkommens« selbstverständlich wäre, nach Unterstützung zu fragen (97 % Top2-Zustimmung), wäre dies für immerhin jede sechste belastete Mutter selbst dann *nicht* selbstverständlich (83 % Top2-Zustimmung, sig.). Interessant ist zudem auch hier ein differenzierterer Blick in die Teilgruppe der belasteten Mütter: Während belastete Mütter, die bereits Unterstützungsmaßnahmen für ihre Familie in Anspruch genommen haben, mit 93 % Zustimmung ein annähernd so hohes Maß erreichen wie unbelastete Mütter, stimmen belastete Mütter *ohne* bisherige Hilfeannahme dieser Aussage nur zu 71 % zu (sig., ohne Abbildung). Die bei belasteten Müttern geringer ausgeprägte »Selbstverständlichkeit« einer Hilfeannahme kann somit zu einer Inanspruchnahme-Barriere werden. Mit der konkreten (positiven) Erfahrung einer erfolgten Hilfeannahme kann diese Barriere jedoch offenbar abgebaut werden – die Annahme von Unterstützung wird »selbstverständlicher«, wie folgende Zitate verdeutlichen:

»Und mittlerweile mache ich das halt. Weil ich brauche die Hilfe. Ich... ich schaffe es nicht alleine [...]. Und es fällt mir jetzt deutlich leichter. Das war auch ein Prozess, ja [...].« [ID 17, belastet]

»Ja also ich hab [...], war ich ja noch skeptisch. War am Anfang irgendwie gar nicht so in der Verfassung, sagen zu können: ‚Ja, es ist gut, Hilfe anzunehmen‘. Aber jetzt habe ich es zweimal jetzt schon erfahren, dass es doch gut ist. Ja und dass man es sich selbst eingestehen muss, dass es einem halt besser geht, wenn man Hilfe annimmt.« [ID 47, belastet]

Entsprechend ist auch der Anspruch, alles mit dem Kind alleine schaffen zu müssen, bei belasteten Müttern mit einem Anteil von knapp 50 % etwas höher ausgeprägt als bei unbelasteten Müttern (knapp ein Drittel). Diese Grundhaltung wird in folgenden Zitaten deutlich:

»Also ne, dann ist es eher so: Oh Gott, jetzt kommt jemand von außen noch rein. Ich pack's nicht alleine. Warum pack ich das nicht? Dann frag ich mich, warum pack ich's nicht alleine. Das ist dann eher so ein: Andere schaffen's doch auch.« [ID 177, belastet]

»Also ich will's alleine schaffen [...]. Dass ich dann stolz bin, dass ich's alleine schaffe mit den Kindern, dass die groß werden und so.« [ID 38, belastet]

Hinzu kommt, dass insbesondere belastete Mütter mit der Frage nach Hilfe und Unterstützung auch ein Eingeständnis eigener »Schwäche« verbinden (29 % vs. 17 % bei unbelasteten Müttern). Das damit verbundene Schamgefühl zeigt sich an den folgenden Aussagen:

»Ich hasse es, um Unterstützung zu bitten. Ich hasse es, um Hilfe zu bitten. Ich mache gerne alles allein, um mir zu beweisen, dass ich es schaffe [...]. Es ist schwer für mich, Zeichen von Bedürftigkeit..., von Abhängigkeit, von Hilfsbedürftigkeit, das so rauskommt.« [ID 24, belastet]

»Weil manche Sachen will man ja nicht [...], es [ist] natürlich nicht so toll, wenn man da zum Beispiel zugeben muss 'Ich bin überfordert' oder was auch immer.« [ID 66, belastet]

»Wenn ich nach Hilfe frage, dann denke ich, jetzt fragst du, und dann bist du wieder eine schlechte Mama oder so.« [ID 96, belastet]

»Man schämt sich vielleicht auch ein bisschen [...]. Dass man die Hilfe nicht in Betracht nehmen will [...]. Es gibt ja auch viele Mütter, die sich schämen, dass sie gerade nicht klarkommen mit ihren ganzen Sachen und so. Und die das nicht unbedingt durch die Gegend posaunen wollen oder Hilfe in Anspruch nehmen wollen, weil halt Scham da ist.« [ID 94, belastet]

Vor jeder Inanspruchnahme von Unterstützung steht somit erstmal ein Erkennen und »Eingestehen« des eigenen Unterstützungsbedarfs – und zwar vor sich selbst und vor anderen, was für viele Mütter eine große Hürde darstellen kann:

»Ich finde, man muss es sich halt erst mal selbst eingestehen, dass man damit nicht so ganz klarkommt. Das ist erst mal das Wichtigste.« [ID 102, belastet]

»Ich glaube, man will das einfach selber schaffen, und man hat irgendwie auch schon ein Bild von der Wunschfamilie, wie das alles laufen soll. Sich dann einzuge-

stehen, dass man es halt nicht schafft und dass es auch nicht klappen wird, das ist dann auch ein großer Schritt irgendwie [...]. Warum schaffe ich das denn nicht? Warum bin ich jetzt nicht einfach von alleine glücklich und kriege das alles hin? Die anderen Eltern würden das ja auch schaffen.« [ID 47, belastet]

Zudem wird anhand der Daten deutlich, dass Mütter im Kontext von Elternschaft offenbar einen starken »sozialen Druck« verspüren, was wiederum insbesondere für Mütter in belastenden Lebenslagen gilt: Knapp 40 % geben an, oft das Gefühl zu haben, nicht dem »Idealbild« einer guten Mutter zu entsprechen. Auf unbelastete Mütter trifft dies hingegen nur zu 17 % zu (sig.). Zudem sorgt sich mehr als jede dritte belastete Mutter (37 %) darum, von anderen schlecht beurteilt zu werden, während diese Sorge lediglich auf 14 % der unbelasteten Mütter zutrifft (sig.). Die folgende Aussage verdeutlicht exemplarisch diese Ängste und Sorgen der Mütter:

»Man hat einfach Angst, dass dann die Leute denken, dass man einfach ne schlechte Mutter ist, weil man es nicht weiß. Weil man dann einfach manchmal im Krankenhaus hört man dann so: ‚Ja, das müssen Sie aber wissen, ne‘. Nee, weiß ich nicht. Bin zum ersten Mal Mutter [...] ja, und dann hat man einfach Angst, dass man einfach abgestempelt wird, dass man einfach ne blöde, doofe Mutter ist, weil man sich damit nicht vorher auseinandergesetzt hat [...]. Und dass man dann nicht ernst genommen wird vielleicht.« [ID 26, belastet]

Ähnlich fühlt sich auch eine sehr junge Mutter, die sich aufgrund ihres Alters sehr direkt mit Vorurteilen konfrontiert sieht und ihre Situation wie folgt beschreibt:

»Also ganz klar, man will allgemein schon als junge Mutter... will man sowieso allen beweisen, dass diese Vorurteile, junge Mutter, Assi, kein Schulabschluss, was halt alle denken... Und gerade dann will man allen zeigen, dass es eben nicht so ist, dass das Alter überhaupt keine Rolle spielt [...]. Also wie gesagt, wenn man Beratungsstellen aufsucht, dann ist das irgendwo immer ein Zeichen dafür, dass man Hilfe braucht.« [ID 60, belastet]

Diesen sozialen Druck bzw. die Sorgen darüber, was andere von ihnen denken könnten, wenn sie Hilfe annehmen, kennen auch unbelastete Mütter:

»Nee, also ich find‘, bei so Fachleuten, da hat man immer so das Gefühl, man kommt nicht zurecht, man muss... Wenn ich mich jetzt an jemanden wenden würde, dann habe ich das Gefühl, denken die anderen, dass ich nicht mehr klar-komm‘. Und das will ich nicht, und das bin ich auch nicht.« [ID 178, unbelastet]

Verstärkt wird der soziale Druck offenbar noch durch eine Kultur des »Miteinander-Vergleichens« unter Müttern und das Aufrechterhalten einer (scheinbar) perfekten Familien-Idylle nach außen. Interessant ist, dass dies vor allem von unbelasteten Müttern thematisiert wird:

»Also es ist ja auch unter Müttern nicht immer einfach. Also das bemängle ich auch häufig, dass wir Mütter uns oft mehr fertigmachen gegenseitig als unterstützen. Jede will irgendwie nach außen hin die Supermutter sein und kritisiert dann noch die andere, weil sie es so macht.« [ID 15, unbelastet]

»[...] viele wollen dann alles alleine schaffen. Und man merkt erst, dass es zu viel war, wenn es fast zu spät ist [...] Gerade heutzutage. Alle Mütter wollen perfekt sein und multi-tasking-mäßig alles schaffen. Aber es ist einfach nicht so leicht.« [ID 13, unbelastet]

»Also dass die Schattenseiten von Familien oder Mutterdasein schon so ein Stück weit irgendwie tabuisiert sind, weil man immer das Gefühl haben muss, man ist keine gute Mutter, oder es wird einfach von einem erwartet, dass es funktioniert, dass man das einfach auf die Reihe bekommt.« [ID 154, unbelastet]

»Also ich finde heutzutage ist aber immer noch schwierig, wenn man ein Kind hat, das nicht hundertprozentig alles kann oder in der Familie nicht zu bewältigen ist, da wird man schon ein bisschen blöd angeschaut.« [ID 16, unbelastet]

Auch die Symbolische Barriere guter Elternschaft lässt sich somit anhand der quantitativen und qualitativen Daten aus der Erreichbarkeitsstudie empirisch bestätigen. Zudem wirkt sich auch diese Barriere über die zugehörigen Einstellungsmuster zum Teil deutlich stärker auf belastete als auf unbelastete Mütter aus und kann hier der Inanspruchnahme von Unterstützungsangeboten entgegenstehen.

Ansatzpunkte für Eltern-Ansprache und Kommunikation im Kontext Früher Hilfen

Auch die Frühen Hilfen sehen sich – trotz bereits erzielter Erfolge bei der Erreichbarkeit belasteter Familien mit spezifischen Angeboten – mit dem Präventionsdilemma konfrontiert. Um das Präventionsdilemma zu überwinden bzw. abzumildern, gilt es, seine verschiedenen Dimensionen in den Blick zu nehmen und an unterschiedlichen Stellen anzusetzen. Eine wichtige Stellschraube, das haben die Ergebnisse der Erreichbarkeitsstudie erneut verdeutlicht, sind soziokulturelle Einflussfaktoren wie handlungsleitende Einstellungsmuster und Werthaltungen derjenigen Familien, die mit den Angeboten erreicht werden sollen und die der Inanspruchnahme von Unterstützung stark entgegenstehen können: Wenn Eltern sich für die Inanspruchnahme von Unterstützung schämen oder in ihrer Elternrolle missachtet fühlen und Angst vor sozialer Verurteilung haben, wenn hilfebringenden Institutionen und Behörden wenig Vertrauen geschenkt wird und mit der Hilfeannahme negative Konsequenzen bis hin zum Kindesentzug assoziiert werden, haben Hilfen es schwer, ihre Zielgruppe zu erreichen.

Vor diesem Hintergrund erscheint es geboten, die mit den Symbolischen Barrieren in Zusammenhang stehenden Zweifel, Sorgen und Ängste der Eltern in der Ansprache der Familien und der Kommunikation von Angeboten der Frühen Hilfen ganz gezielt aufzugreifen und soweit wie möglich auszuräumen. Aus den Äußerungen der Mütter in den Interviews lassen sich einige Aspekte ableiten, die hierfür relevant sein können.

Zunächst ist deutlich geworden, dass eine wahrgenommene oder vermutete Nähe von Angeboten der Frühen Hilfen zum Jugendamt auf die Mütter abschreckend wirken kann, so dass beides in der Kommunikation entkoppelt werden sollte:

»[...] viele Eltern wissen über das Thema Frühe Hilfen, allerdings ist es so, dass sie sehr viel Angst haben oder es auch sehr blockieren, weil sie denken, das Kind wird abgenommen oder die Frühen Hilfen arbeiten mit dem Jugendamt [...]. Und dass man da irgendwie guckt, dass das eine mit dem anderen gar nichts zu tun hat, also mit dem Jugendamt sowie mit den Frühen Hilfen.« [ID 46, belastet]

Auch bereits im Kontext der ersten Kontaktaufnahme, z. B. in einer Beratungsstelle, sollte versucht werden, bei den Müttern möglichst wenig Assoziationen an eine »Behörde« zu wecken und eine vertrauensbildende und von Anfang an wertschätzende Atmosphäre zu schaffen. Hilfreich kann dabei die Kontaktaufnahme und Informationsvermittlung durch Vertrauenspersonen sein:

»Und wichtig ist auch, dass das alles nicht so wie ein Amt dargestellt wird, finde ich auch. Also dass es halt wirklich, dass man sich dort aufgehoben und wohl fühlt. Weil so persönliche Probleme mit einer Beraterin zu besprechen, ist immer ein Schritt.« [ID 60, belastet]

»[...] dieses Gefühl unfähig als Mutter... begleitet dich ja ständig. Du denkst immer, du bist nicht gut genug, du kannst alles besser machen [...]. Und ich glaube, da ist die Behörde noch so weit weg, dass sie einfach die Mütter nicht abholt, ihnen diese Sicherheit gibt und ihnen das Gefühl gibt: Du darfst auch Fehler machen. Du darfst auch Dinge falsch machen. Dafür sind wir da.« [ID 79, unbelastet]

»Also Hebammen finde ich da ganz wichtig, dass die auch ein paar Informationen parat hat, weil es eigentlich schon eine Vertrauensperson ist [...] und ich weiß nicht, ladet mich doch vielleicht erstmal ein, guckt doch erst mal, ein persönliches Gespräch vielleicht, dass ich da auch mal ein Bild von jemand habe. Also ich möchte doch nicht mein Privatleben auf den Tisch legen, den ich noch nie gesehen habe.« [ID 102, belastet]

Um die Barriere guter Elternschaft zu überwinden, scheint es essenziell, bereits bei der initialen Eltern-Ansprache und der Kommunikation von Angeboten den Eltern auf Augenhöhe zu begegnen und sie in ihrer Elternrolle ernst zu nehmen. Diese Haltung kann durch ein geeignetes Wording vermittelt und unterstützt werden. So kann etwa das für viele Mütter schwierige oder auch schambesetzte Eingestehen des eigenen Unterstützungsbedarfs ebenso wie die Sorge vor sozialer Stigmatisierung abgemildert werden, wenn die aktivierenden Aspekte der Unterstützung hervorgehoben werden (Empowerment) und wenn Chancen, Entlastung und Lebensfreude betont und offenbar negativ konnotierte Begrifflichkeiten wie »Hilfe«, »Überforderung«, »Probleme« etc. vermieden werden. Im Folgenden hierzu einige Vorschläge von Müttern:

»Ich finde z. B. diesen Satz ‚Sie brauchen Hilfe?‘... finde ich schon wieder schwierig. Vielleicht ‚Sie brauchen eine Auszeit?‘. Ist schon wieder anders formuliert. Da geht es ja so prinzipiell um mich und nicht um das Ganze. Man muss glaube ich gucken, wie man einfach diese Sätze formuliert, dass man einfach als Mutter gesehen wird und nicht als überforderte Mutter gesehen wird.« [ID 102, belastet]

»Du, wenn du Probleme hast – also wenn man Probleme hat, dann will man eh nicht hin, weil man denkt: ‚Oh nee, dann bin ich eine schlechte Mutter oder was‘. Sondern [...] so rüberkommen: ‚Wenn du Lust hast, kannst du ins Familienzentrum kommen, da gibt’s Krabbelgruppe, das-Gruppe, dies-Gruppe. Da macht’s Spaß. Ihr seid unter Mütter‘.« [ID 83, belastet]

»Man will oft nicht Hilfe annehmen. Man denkt, ich kriege das ja hin. Ich wollte auch keine Hilfe eigentlich so groß. [...] Aber ich denke, das muss man so präsentieren, dass das nicht Hilfe ist, sondern dass das guttut. Das müsste man so umpacken auf eine, wir sind für die Mütter da [...], irgendwie so, dass man... helfen ist auch wieder so ein Begriff wie man das nicht will, aber wir sind da.« [ID 168, unbelastet]

Eine weitere Mutter empfiehlt, möglichst konkret auf die Anliegen der Mütter einzugehen und dabei stets vor Augen zu haben, dass Belastungen und Unterstützungsbedarfe von den Müttern nicht ohne weiteres »zugegeben« werden:

»Hilfe ist ein Überbegriff, sehr allgemein. Man weiß einfach, was auf die Frauen zukommt nach der Geburt und dass man da spezifisch nochmal detailliert die Frauen drauf anspricht. Man soll auch nicht erwarten, dass die Frauen das zugeben. Ich habe es auch nicht zugegeben damals [...]. Man soll nicht darauf warten, dass man sagt [...], ‚Ja, es ist eine Belastung für mich‘. Man soll nicht drauf warten, dass es das ist, das weiß man.« [ID 97, belastet]

Ansatzpunkte für die Praxis

- Erstzugang und Ansprache über Vertrauensperson (z. B. Hebamme)
- Schaffung einer vertrauensbildenden Atmosphäre, möglichst wenig Anklänge an »Behörde« und »Kontrolle«
- Eltern bereits bei initialer Ansprache in Elternrolle konsequent ernst nehmen und wertschätzen, Selbstbestimmtheit betonen
- Schaffung eines positiven, partizipativen und aktivierenden Umfelds
- Verwendung positiver Begriffe, die Empowerment betonen: Chancen, Stärkung, Entlastung, Lebensfreude
- Vermeidung negativ konnotierter Begriffe wie Überforderung, Belastung, Hilfe, Probleme
- ▶ **Eltern als gleichberechtigte, aktive Partner adressieren, nicht als passive Hilfeempfangende**

Ausblick: Symbolische Barrieren für die Hilfeannahme überwinden

Repräsentativbefragungen von Eltern mit jungen Kindern zeigen, dass Angebote der Frühen Hilfen, wie die längerfristige Begleitung und Betreuung durch eine Familienhebamme oder eine Familien-, Gesundheits- und Kinderkrankenpflegerin, von Familien mit psychosozialen Hilfebedarf stärker in Anspruch genommen werden als von unbelasteten oder nur gering belasteten Familien (Eickhorst u. a. 2016). Damit ist belegt, dass die Frühen Hilfen einen richtigen Weg eingeschlagen haben. Dennoch zeigen die genannten Repräsentativerhebungen auch, dass die Zielgenauigkeit und der Nutzungsgrad der Angebote noch erhöht werden können: Trotz aller bereits erzielten Erfolge bei der Verbesserung der Zugangswege erhalten immer noch zu viele Familien in belastenden Lebenslagen nicht die Unterstützung, die ihnen eigentlich zusteht, um ihre Kinder gesund und entwicklungsförderlich großzuziehen.

Um mehr darüber zu erfahren, warum Unterstützungsangebote gerade von den Familien, die besonders davon profitieren könnten, nicht in dem Maße genutzt werden wie gewünscht und erwartet, wurden die Mütter selbst befragt. Indem in der vorliegenden Studie insbesondere Mütter aus belastenden Lebenslagen zu

Wort kommen, ergeben sich viele wertvolle Hinweise darauf, welchen Weg die Unterstützungsangebote weiterhin verfolgen oder jetzt neu einschlagen können, um Symbolische Barrieren, die einer Inanspruchnahme entgegenstehen können, weiter abzubauen.

Hierfür erscheint es zunächst zentral, die mit den beiden Symbolischen Barrieren einhergehenden, grundlegenden Bedenken und Zweifel der Eltern mithilfe geeigneter Ansprachen und Kommunikationsstrategien abzumildern, um darüber die Offenheit der Eltern gegenüber einer externen Unterstützungsannahme zu erhöhen.

Um Hilfen dann auch annehmen zu können, müssen Eltern sich in ihrer Elternrolle wirklich ernst genommen und geachtet fühlen. Hierfür sollten Angebote so weit wie möglich und ausdrücklich partizipativ ausgerichtet werden, und die Haltung der in den Angeboten arbeitenden Fachkräfte sollte konsequent wertschätzend, ressourcen- statt defizitorientiert und möglichst »auf Augenhöhe« mit den Eltern sein.

Wenn es darüber hinaus gelingt, Frühe Hilfen konzeptionell und inhaltlich noch stärker in Richtung Freiwilligkeit, Selbstbestimmtheit und Partizipation auszurichten, sind damit nicht nur erste wichtige Schritte getan, die Symbolischen Barrieren der Inanspruchnahme zu überwinden. Gleichzeitig könnten über derartig positionierte Hilfeangebote auch die bei einigen Müttern bestehenden Vorbehalte gegenüber dem Jugendamt aktiv entkräftet werden, indem die Mütter das Jugendamt nicht als kontrollierende und sanktionierende, sondern als unterstützende Instanz und wichtige Ressource für ihre Familie erleben.

Literatur

- Avis, Mark / Bulman, Donna / Leighton, Paul (2007):** Factors affecting participation in Sure Start programmes: a qualitative investigation of parents' views. In: *Health & Social Care in the Community*, 15. Jg., H. 3, S. 203–211
- Bauer, Ullrich (2005):** Das Präventionsdilemma. Potenziale schulischer Kompetenzförderung im Spiegel sozialer Polarisierung. VS, Wiesbaden
- Bauer, Ullrich / Bittlingmayer, Uwe H. (2005):** Wer profitiert von Elternbildung? Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE) 25: S. 263–280
- Boag-Munroe, Gill / Evangelou, Maria (2010):** From hard to reach to how to reach: A systematic review of the literature on hard-to-reach families. *Research Papers in Education*: S. 1–31
- Eickhorst, Andreas / Schreier, Andrea / Brand, Christian / Lang, Katrin / Liel, Christoph / Neumann, Anna / Renner, Ilona / Sann, Alexandra (2016):** Inanspruchnahme von Angeboten der Frühen Hilfen und darüber hinaus durch psychosozial belastete Eltern. *Bundesgesundheitsblatt* 59: S. 1271–1280
- Hänggi, Yves / Cina, Annette / Bodenmann, Guy (2014):** Bewertung und Inanspruchnahme der Elternbildung in der Schweiz. Ergebnisse einer Online-Befragung. In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 61. Jg., H. 2, S. 141–150
- Holz, Gerda / Stallmann, Ludger / Hock, Beate (2012):** Frühe Förderung von Anfang an. Der Präventionsansatz von »Mo.Ki 0« und die Ergebnisse der Monheimer Neueltern-Studie. Frankfurt a. M.
- Jungmann, Tanja / Brand, Tilman (2012):** Die besten Absichten zu haben ist notwendig, aber nicht hinreichend – Qualitätsdimensionen in den Frühen Hilfen. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* 61 (10): S. 723–737
- Klein, Gerhard (2009):** Frühförderung für Kinder mit psycho-sozialen Belastungen. Eine kritische Bilanz für Deutschland. In: Geene, Raimund / Gold, Carola (Hrsg.): *Kinderarmut und Kindergesundheit*. Bern, S. 99–108

- Neumann, Anna / Renner, Ilona (2016):** Barrieren für die Inanspruchnahme Früher Hilfen. Die Rolle der elterlichen Steuerungskompetenz. Bundesgesundheitsblatt 59: S. 1281–1291
- Nationales Zentrum Frühe Hilfen (NZFH) in der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) (2017):** Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Frühen Hilfen und zur Weiterarbeit des NZFH. Beitrag des NZFH-Beirats 11. Köln
- Pretis, Manfred / Dimova, Aleksandra (2010):** Die Zusammenarbeit mit psychisch verletzlichen Eltern. In: Leyendecker, Christoph (Hrsg.): Gefährdete Kindheit. Risiken früh erkennen, Ressourcen früh fördern. Stuttgart, S. 365–375
- Sahrai, Diana (2010):** Differenzen in der Wahrnehmung präventiver Angebote und von Elternpartizipation im Setting Kita. Eine Analyse der Wechselwirkung schicht- und migrationsspezifischer Einflüsse. Dissertation, Bielefeld
- Sahrai, Diana / Bittlingmayer, Uwe H. / Landolt, Larissa / Schild, Nicole (unveröffentlichtes Manuskript):** Frühe Hilfen für Alle? Erreichbarkeit von Eltern mit psychosozialen Belastungen in den Frühen Hilfen.
- Sarimski, Klaus (2017):** Handbuch interdisziplinäre Frühförderung. München
- Textor, Martin R. (2013):** Elternarbeit im Kindergarten. Ziele, Formen, Methoden. 2. überarb. und erg. Aufl. Norderstedt
- Tschöpe-Scheffler, Sigrid / Wirtz, Wolfgang (2008):** Familienbildung – institutionelle Entwicklungslinien und Herausforderungen. In: Heitkötter, M. / Rauschenbach, T. / Diller, A. (Hrsg.): Familie im Zentrum. Kinderfördernde und elternunterstützende Einrichtungen – aktuelle Entwicklungslinien und Herausforderungen. München, S. 157–179
- Walter, Ulla / Jahn, Ingeborg (2015):** Zielgruppen erreichen – Zugangswege gestalten. Gesundheitswesen 77 (S 01): S. 14–18
- Wolf-Kühn, Nicola / Geene, Raimund (2009):** Früherkennung und Frühe Hilfen – Unterstützung junger Mütter. In: Geene, Raimund / Gold, Carola (Hrsg.): Kinderarmut und Kindergesundheit. Bern, S. 108–126

Impressum

Herausgeber:

Nationales Zentrum Frühe Hilfen (NZFH)
in der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA)
in Kooperation mit dem Deutschen Jugendinstitut e. V. (DJI)
Maarweg 149–161
50825 Köln
www.bzga.de
www.fruehehilfen.de

Autorinnen:

Juliane van Staa, Ilona Renner, NZFH, BZgA

Gestaltung:

Designbüro Lübbeke Naumann Thoben, Köln

Druck:

Kern GmbH, In der Kolling 120, 66450 Bexbach

Auflage:

1.5.10.20

Alle Rechte vorbehalten.

Diese Publikation wird von der BZgA kostenlos abgegeben.

Sie ist nicht zum Weiterverkauf durch die Empfängerin oder den Empfänger an Dritte bestimmt.

Bestellung:

BZgA
50819 Köln
Fax: 0221-8992-257
E-Mail: order@bzga.de

Bestellnummer:

16000196

ISBN:

978-3-96896-015-9



Gefördert vom:



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Nationales Zentrum
Frühe Hilfen

Träger:



Bundeszentrale
für
gesundheitliche
Aufklärung

In Kooperation mit:



Deutsches
Jugendinstitut